

# Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 25

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642902>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

12. Fortsetzung.

Keridan sprang wieder auf, ging ratlos durch das Zimmer, suchte nach Worten, die sich nicht finden ließen, und trat vor seine Schwester.

„Wenn du mir nicht glaubst, Mira, ist unsere Unterredung sinn- und zwecklos.“

„Mein lieber Ali, es kommt doch gar nicht auf mich an. Ob ich dir glaube oder nicht, kann dir sehr gleichgültig sein.“

„Es ist mir nicht gleichgültig“, schrie er verzweifelt. „Du bist der einzige Mensch auf der Welt, dessen Meinung mir nicht gleichgültig ist.“

„Nicht so laut, Ali. Wir sind in einem Hotel.“ Sie blickte neugierig ihren Bruder an. „Kannst du dir vorstellen, daß Heliopoulos und Marbarak deine Geschichte glauben werden?“

„Sie müssen sie glauben, denn sie ist wahr.“

„Heliopoulos und Marbarak müssen niemals, das weißt du so genau wie ich.“

Keridan starrte seine Schwester an, dann setzte er sich nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Daß seine Schwester ihm nicht glaubte, war ein Schlag, der ihn zu Boden warf. Nach einer Weile ließ er die Hände sinken.

„Warum glaubst du mir nicht, Mira?“

„Weil du in Gelddingen niemals aufrichtig zu mir gewesen bist.“

„Das ist nicht wahr.“

Sie hob die Stimme.

„Es ist wahr! Ich mache dir daraus keinen Vorwurf. Wenn es sich um Geld handelt, lügen alle Menschen. Alle! Der Vater belügt den Sohn, der Ehemann seine Frau, der Bruder die Schwester, ein Freund den andern. Wahrscheinlich muß man lügen, wenn man Geld hat.“

„Ich habe dich niemals belogen, Mira.“

„Schön. Wir wollen das jetzt nicht so genau untersuchen. Es ist ziemlich unwichtig.“ Sie sah in die Luft und überlegte. „Willst du mir einige Fragen beantworten?“

„Selbstverständlich, obwohl ich jetzt weiß, daß du mir nicht glaubst.“

„Warum sind nicht Caporali oder Daberkon geflogen?“

„Caporali ist in Holland und macht Grenzdienst. Das weiß übrigens Heliopoulos.“ Mira öffnete den Mund, als ob sie etwas entgegnen wollte, aber sie blieb stumm. „Daberkon ist krank.“

„Warum hast du nicht gewartet, bis Caporali frei oder Daberkon gesund wurde?“

„Weil ich strengen Befehl von Heliopoulos hatte, daß das Geld spätestens am 31. März bei dir sein müsse. Warum die Sache so eilte, konnte ich mir nicht erklären.“

„Sehr einfach. Heliopoulos brauchte das Geld.“

Keridan machte ein ungläubiges Gesicht.

„Unwahrscheinlich, Mira.“

„Es ist so. Du kannst dich darauf verlassen. Wieso kam übrigens so viel Geld zusammen?“

„Heliopoulos hatte Aktien und Wertpapiere geschickt, die belehnt oder verkauft worden sind. Ich weiß es nicht. Ich habe damit nichts zu tun. Der Erlös betrug ungefähr 400 000 Mark. Das andere Geld stammte aus Warenverkäufen.“

„Wie bist du auf den Baron verfallen?“

Keridan berichtete ausführlich von seiner Unterhaltung mit Hollbruch, aber diese Auskunft schien Mira nicht zu befriedigen.

„Hier wird deine Geschichte unklar, Ali. Es ist nicht zu verstehen, daß du einem wildfremden und unerprobten Menschen wie diesem Hollbruch einen solchen Betrag anvertraut hast.“

„Ich hatte einen ausgezeichneten Eindruck von ihm.“

Mira schien zu überlegen, wie weit sie dem Bericht ihres Bruders Glauben schenken dürfe.

Keridan erriet ihre Gedanken, denn er sagte nach einer kleinen Pause: „Das ist die volle Wahrheit, Mira, aber dennoch ist es meine Schuld, daß dieses Unglück geschehen ist. Ich habe mich in dem Mann nicht geirrt, aber in der Frau. Ich kenne Männer sehr genau, aber bei Frauen verläßt mich mein Instinkt.“

„Was hat denn die Frau mit der Sache zu tun?“

Keridan erzählte Dietens Geschichte, deren unwahrscheinliche Romantik Mira bewunderte.

„Das ist die ‚Bürgschaft‘ von Schiller“, sagte sie lächelnd.

„Die kenne ich nicht“, erwiderte Keridan verdrossen.

„Und wo steckt jetzt diese Balladen-Heldin?“

„Sie ist in meinem Haus in Dablem. Du kannst sie anrufen, wenn du mir nicht glaubst.“

„Soll das ein Beweis sein? Natürlich wird sich irgendeine Dame melden und mir erklären, daß sie die Baronin Hollbruch sei.“

Keridan sprang auf und ging auf seine Schwester los, als wollte er sie erwürgen.

„Du mußt anders mit mir reden, hörst du?“ Er packte sie beim Handgelenk. „So geht das nicht. So darf niemand mit Ali Keridan reden, auch du nicht.“

„Du tußt mir weh.“ Sie machte ihre Hand frei. „Ich liebe Brutalitäten nicht.“

„Du provozierst sie.“

Mira läutete dem Kellner und bestellte Mokka.

Keridan trat zum Fenster und stellte verwundert fest, daß es draußen schneite. Die Bäume, die schon grüne Blättchen hatten, standen weißgepudert da. Er war in den Anblick des verschneiten Plazes so tief versunken, daß er den Wiedereintritt des Kellners überhörte.

„Komm, der Kaffee ist da“, sagte Mira versöhnlich.

Keridan kehrte zum Tisch zurück und trank schweigend.

„Ist diese Frau Hollbruch hübsch?“

„Sie ist schön. Groß, blond. Sie ist sehr schön.“

„Du hast hoffentlich mit dieser schönen Dame nichts angefangen?“

„Nein.“ Er lächelte schüchtern. „Aber es tut mir leid.“

„Und den Mann gibst du auf?“

„Es ist nichts zu wollen, Mira. Wie soll man gegen ihn vorgehen? Man kann ihm das Geld, das auf irgendeiner Bank liegt, nicht wegnehmen.“

Mira stand auf und ging langsam im Zimmer spazieren.

„Hör mal zu, Ali. Ob deine Geschichte wahr ist oder nicht, ist gleichgültig, denn du mußt in jedem Fall das Geld zurückgeben.“

Er blickte sie verständnislos an.

„Wie soll ich denn das Geld zurückgeben, wenn es mir gestohlen worden ist?“

„Dann mußt du es eben ersetzen. Du hast in den letzten Jahren genug verdient.“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kann den Verlust nicht ersetzen. Ich habe kein Geld.“

Sie trat zu ihm und streichelte sein Haar.

„Ali, mein guter Junge, jetzt lügst du.“

„Schön, dann lüge ich.“

Er sagte es so apathisch, daß Mira unsicher wurde.

„Was hast du denn mit deinem Geld angefangen, wenn du mir die Frage gestatten willst?“

„Ich habe, wie dir bekannt ist, das Haus in Dablem gekauft. Und dann habe ich viel Geld bei meinen Konstruktionsversuchen ausgegeben. Du weißt, daß ich einen ganz billigen Radio-Apparat herstellen will, der so gut sein soll wie der teuerste Apparat. Das ist ein alter Traum von mir, und an alten Träumen hängt man.“

„Sehr schön, aber das erklärt noch immer nicht —“

„Und dann habe ich sehr viel Geld in die Fabrik hineingesteckt, um sie aktiv zu erhalten. Ich habe Aufträge fingiert und

Ausgaben verheimlicht. Das kostete und kostet während der Krisenzeit ein Vermögen, aber ich wollte um jeden Preis erzielen, daß die Fabrik einen Gewinn abwarf.“

Mira starrte verblüfft ihren Bruder an.

„Ja, aber warum?“

„Weil ich Angst hatte, daß Heliopoulos und Marbarak eines schönen Tages die Fabrik schließen würden, wenn sie nichts einbrachte oder gar noch Zuschüsse verlangte.“

„Was liegt dir denn daran? Laß sie doch die Bude zusperrn, wenn sie Luft haben.“

„Das ist nicht so, Mira.“ Er zögerte einen Augenblick. „Die Fabrik ist meine Hoffnung und Zukunft.“

„Ich verstehe kein Wort, Ali.“

Er nahm ihre Hände.

„Es ist sehr einfach. Ich will nicht mehr mitmachen. Ich will loskommen.“

„Klagenjammer?“

„Nein, Mira, aber ich rieche und spüre, daß die Sache zu Ende ist. Früher einmal war der Schmuggel eine romantische Angelegenheit, ein Kampf der Gehirne. Man mußte listiger sein als die Zollwächter, die selber schlaue Burschen sind. Das war, abgesehen von allem andern, Lockung und Anreiz. Jetzt, seitdem Heliopoulos Panzerautos über die Grenze schickt, ist der Schmuggel eine plumpe Gewaltsache geworden. Wir haben fast bei jedem Durchbruch Verletzte und Tote.“

„Aber das ist doch nicht deine Sache, Ali. Du hast damit nichts zu tun.“

„Nein, aber es ist sinnlos, weil mehr über die Grenze geschmuggelt wird, als verkauft werden kann. Alle Lager sind voll. Heliopoulos und Marbarak arbeiten mit Verlust, das steht fest. Ist es nicht schwachsinzig, Verbrechen zu begehen, die nichts einbringen, sondern noch Geld kosten?“

„Auch die Spielbrigaden arbeiten mit Verlust.“

Fortsetzung auf Seite 609

## Das Badekleid

Von Luz Lenzin

Meiner Ly spukt die Ferienzeit im Kopfe. Und zwar möchte sie an einen Bergsee. „Liebe Ly“, sagte ich, „tue das nicht. Vielleicht kann von einer Filmaufnahme her ein Krokodil in so einem See zurückgeblieben sein, — nicht, fahren wir lieber zum Jura.“

Ly widersprach, ich widersprach meinerseits, und des langen Widersprechens kurzer Sinn: Wir fahren ins Oberland. Wenn eine Frau schwärmerisch zu einem Manne sagt: „Mein Held“, dann meint sie: „Mein Pantoffelheld.“ Der Mann hat die Kraft, aber die Frau hat den Mund.

Natürlich will Ly in dem See schwimmen. Und für das Schwimmen habe ich gar nichts übrig, seitdem mich einmal, als ich im Badekostüm stolzierte, ein Mann gefragt hat, ob ich vielleicht der letzte Azteke sei? Ich habe an den Waden zuviel schlanke Linie, ich muß offen eingestehen: Wenn mir jemals ein Rippli mit so wenig Fleisch serviert würde, würde ich es zurückgehen lassen. Aber auch meine Arme weisen zuviel Taille auf. Nun ja, alle Windhunde müssen schlank sein!

Wenn ein weibliches Wesen schwimmen will, braucht es ein Badekostüm. Das Neueste auf dem Gebiete der Damenmode ist das Verwandlungskleid: Man knöpft an einem Morgenkleid irgendetwas ab oder zu, dann wird es ein Abendkleid. Meistens knöpft man ab. Im Abknöpfen sind überhaupt viele Frauen Virtuosen. Oder man rafft an einem Strahlenkleid irgendetwas oder läßt irgendeine Soffitte daran herunter, dann ist es ein Teekleid. Eigentlich ist das gar nichts Neues: ich habe mir einmal als Gelegenheitskauf eine karierte Hose gekauft, damit kam ich in einen Regen, und dann war es eine Badehose. Und neulich kam mir mein Hund über meine Frackschöße, seitdem ist der Frack ein Smoking.

Also die Ly beschloß, ihr Ballkleid in ein Badekostüm zu „verwandeln“. Das ist nicht schwer, denn der Unterschied zwischen einem Ballkleid und einem Badekleid ist sowieso nicht sehr groß. Natürlich mußte ich mein Urteil über das Badekleid abgeben.

„Hast du es schon an?“ fragte ich entsetzt, als Ly in diesem Kostüm vor mir stand. Es war, als ob ein Zauberkünstler seine Apparate erklärte: „Sie sehen, meine Herrschaften, es ist oben nichts, und es ist unten nichts!“

„Liebe Ly“, sagte ich, „einen Vorteil hat dieses Kostüm: wenn Du im Bade erkrankten solltest, braucht der Arzt nicht erst zu sagen: „Ziehen Sie sich aus!“ Ausgeschlossen, daß ich so mit dir schwimmen gehe. Das gibt ja eine Hauffe in Feldstechern, wenn du so am Strande herumläufst, und außerdem paßt das Kostüm gar nicht zu deiner Haarfarbe.“ Das letztere war ausschlaggebend. Schläue, dein Name ist Luß. Die Kleine kaufte sich mehrere Kilogramm Modeblätter und baute sich ein neues

Badekostüm. Sie hat mir nicht verraten, woraus sie es „verwandelte“, aber als ich es sah, kam mir der Verdacht: Das hat sie aus einer Krawatte von mir gemacht, indem sie die Hälfte wegschnitt. „Wie gefällt es dir?“ fragte die Ly stolz. „Lieber Schatz“, erwiderte ich, „wenn ich das Glück hätte, mit einem Suaheli-Neger befreundet zu sein, würde ich ihn bitten, dir seinen Lendenschurz zu leihen, du siehst ja aus wie eine Monna Wanna, die ihren Mantel in der Garderobe abgegeben hat. Dieses Kostüm hast du wohl unter dem Mikroskop geschneidert. Unmöglich kannst du dieses Badekleid mitnehmen! Wenn da eine Motte hinkommt, sagt sie: „Das ist mir zu wenig zum Frühstück!“ das ist ja beinahe kniefrei bis zu den Ohrringen. Wir wollen schwimmen gehen, aber keine Revue aufführen.“ Offen gestanden, so schlimm, wie ich es machte, war es gar nicht. Ich bin auch keineswegs ein Muder: Meinetwegen können die Menschen so schwimmen, wie Gott sie geschaffen hat — unfittlich ist nicht die Nacktheit, sondern die Betonung der Nacktheit. Das Hervorheben der Unbekleidetheit durch einen Rest von Kostüm, das ist der Haken. Und ich möchte mancher defollierten Frau sagen: Zieh dich ganz aus, dann siehst du anständiger aus. Nur eines kann einen schönen Körper, der ein Wunderwerk Gottes und der Natur ist, „unfittlich“ machen, und das sind die üblen Blicke, mit denen gewisse Menschen ihn anstarren.

Natürlich bekam die Ly über meinen Tadel des zweiten Badekostüms einen Wutanfall. Und wenn ich nicht behauptet hätte, dieses Kostüm mache sie zu korpusulent, hätte sie sich nie und nimmer zur Verwandlung eines dritten Badekostüms entschlossen. Man erspare mir dessen Beschreibung; ich habe mir das Kostüm schenken lassen: Und wenn mir die Rosa einen Saum darum näht, kann ich es als Taschentuch tragen. Gestern hat jemand im historischen Museum in Bern eine Ohrfeige gekriegt, im Ritteraal. Da war ein Herr (ich sage nicht, wer es war), der sagte zu seiner Dame: „Du, Ly, sieh mal, aus dieser Ritterrüstung solltest du dir dein Badekostüm zurecht verwandeln.“ Und dann bekam er eine Ohrfeige. Ich fand das ungerrecht, denn der Lohengrin trägt doch auch am Strande eine Ritterrüstung. Aber schließlich ging mich ja die Ohrfeige nichts an, denn ich sage nicht, wer der Herr war. Ich mischte mich auch gar nicht in die Angelegenheit hinein, sondern ging ruhig weiter, als wäre nichts passiert. Erstens, weil man keinen Streit anfangen soll und zweitens, weil ich 2 Wangen habe.

Nachschrift: Die Ly hat sich ein viertes Badekostüm geschneidert. Das kriege ich aber erst zu sehen, wenn wir an dem bewußten See sind. Wenn der Leser demnächst in der Zeitung liest: „An einem Berner Oberländersee letzter Azteke in ohnmächtigem Zustand gefunden“, dann bitte ich, diesen Azteken in meiner Wohnung abzugeben.

Fortsetzung v. S. 600 („Das Recht zu leben“).

„Ich weiß es. Seitdem es keine großen Spieler mehr gibt, läßt Heliopoulos gegen die Banken spielen. Er hat den Verstand verloren.“ Er holte tief Atem. „Siehst du, deswegen will ich nicht mehr mitmachen.“

„Du bist ein kluger Junge, Ali. Auch ich habe mich schon seit längerer Zeit zurückgezogen und bin jetzt nur mehr so eine Art von Verbindungsstelle.“

„Du hast es leicht gehabt, Mira, aber mich haben sie auf den gefährlichsten Posten gestellt. Ich wollte die Pariser Fabrik leiten, sie zwangen mich, die Berliner Fabrik zu übernehmen, weil sie mich da fest in der Hand haben.“

„Wieso haben sie dich da fest in der Hand, Ali?“

„Wenn es darauf ankommt, werden Heliopoulos und Marbarak nicht einen Augenblick zögern, mich zu denunzieren.“

„Was wollen Sie denunzieren?“

„Daß in meiner Fabrik große Bestände geschmuggelter Waren lagern. Die Burschen verlieren dabei Geld, aber ich verliere meine Freiheit.“

„Was für Waren sind es?“

„Zigarren, Zigaretten, Kaffee und Waffen.“

„Du müchtest die Waren aus der Fabrik schaffen lassen, dann können dir Heliopoulos und Marbarak nichts anhaben.“

„Das ist nicht zu machen, Mira. Es sitzen drei Vertrauensmänner da, die die Waren bewachen. Ich habe alle Möglichkeiten überlegt und keinen Ausweg gefunden. Wenn das Unglück mit dem Geld nicht geschehen wäre, hätte ich offen und ehrlich mit Heliopoulos und Marbarak gesprochen und ihnen das Angebot gemacht, die Fabrik zu kaufen. Ich hätte ihnen Jahresraten und sogar eine Beteiligung am Gewinn vorgeschlagen, unter der Voraussetzung, daß die lagernden Waren aus der Fabrik entfernt würden.“

„So fest glaubst du an deine Fabrik?“

„So fest glaube ich an mich.“

Sie sah ihm in die Augen, die ruhig ihren Blick aushielten.

„Dann bist du zu beneiden, Ali. Ich glaube an nichts mehr. Ich will nicht betrogen werden.“

Keridan überlegte eine Weile, dann antwortete er sehr beherrscht:

„Damit willst du wohl sagen, Mira, daß du mir nicht glaubst?“

Sie zuckte ungeduldig mit den Achseln.

„Aber ja, Ali! Wenn es dir Spaß macht, will ich deine Geschichten glauben, obwohl deine plötzlich erwachte Sehnsucht nach Ehrbarkeit und deine Begeisterung für billige Radio-Apparate überaus verdächtig sind.“

„Nein, Mira, es macht mir keinen Spaß, und du brauchst mir nichts zu glauben. Ich kann es sogar verstehen, daß du an jedem meiner Worte zweifelst.“

Er nahm Hut und Mantel. „Wenn du erlaubst, werde ich mich jetzt von dir verabschieden und nach Berlin zurückfahren.“

Sie begann laut zu lachen.

„Jetzt machst du falschen Abgang, wie? Ach, Ali, du bist ein miserabler Komödiant!“

„Du tußt mir leid“, sagte Keridan überlegen. „Du bist so schlau, daß du bestimmt eines Tages auf den plumpsten Schwindel hereinfallen wirst. Du bist klüger als wir alle, aber im entscheidenden Augenblick, wenn es darauf ankommt, wirst du von deinem Geschlecht verraten und im Stich gelassen werden.“

„Deine Worte erschüttern mich heftig, mein guter Ali.“

Er ging lächelnd auf sie zu und umarmte sie.

„Du hast immer recht; denn du bist die schönste Frau der Welt. Lebwohl, Mira!“

„Bleib hier!“

„Ich will nicht mehr streiten, Mira, ich bin sehr müde.“

„Wir werden nicht mehr streiten.“ Sie nahm ihm Hut und Mantel weg. „Seh' dich! Wir werden abends in ein Theater gehen, willst du?“ Er nickte. „Nachher setzen wir uns in ein Wirtshaus, in dem eine Bauernkapelle spielt, und trinken Bier aus Steinkrügen. Ich liebe München sehr, du nicht? Könntest

du deine Radio-Fabrik nicht in München errichten?“ Er lächelte nachsichtig. „Du bist hysterisch wie eine Frau, Ali. Außerdem bist du freudlos und schwermütig.“ Sie streichelte seine Hand. „Es ist schade um dich, Ali. Soll ich dir deine Geschichten glauben? Macht es dich glücklicher?“

„Du sprichst wie eine Frau, die ein schlechtes Gewissen hat.“ Sie wurde sofort ernst.

„Vielleicht habe ich ein schlechtes Gewissen. Was wirst du tun, Ali?“

„Ich weiß es nicht.“

Sie überlegte eine Weile.

„Darf ich dir einen Rat geben, Ali?“

„Deswegen bin ich zu dir gekommen.“

„Du mußt unbedingt nach Paris fahren und dich an dem festgesetzten Tag bei Heliopoulos melden.“

„Schön, und weiter?“

„Du mußt Frau Hollbruch mitnehmen.“

„Wozu?“

„Du wirst Heliopoulos und Marbarak deine Geschichte erzählen, die sie dir natürlich nicht glauben werden. Vielleicht haben sie Lust, dir zu glauben, wenn du Frau Hollbruch als Zeugin vorstellst. Sie ist doch sehr hübsch, sagst du.“

„Das ist schändlich!“ rief Keridan entrüstet.

„Du scheinst tatsächlich in die Frau verliebt zu sein, mein armer Ali.“

„Durchaus nicht, aber der Plan ist schwachvoll.“

„Wäre es dir sympathischer, wenn ich Herrn Heliopoulos heiratete?“

„Eher schieße ich ihm eine Kugel in den Kopf!“

„Ich freue mich, daß ich dir noch mehr wert bin als Frau Hollbruch.“ Sie lenkte behutend ein. „In jedem Fall mußt du eine Zeugin vorführen, die deine Aussage bestätigt. Ist das klar oder nicht?“

Keridan krümmte sich vor Unbehagen.

„Das ist leider klar.“

„Was weiter geschieht, ist Schicksal. Vielleicht gefällt die Dame den beiden Herren gar nicht.“

Keridan stierte verzweifelt ins Leere und wiederholte mit zuckenden Lippen:

„Vielleicht gefällt sie nicht.“

In diesem Augenblick glaubte Mira ihrem Bruder, aber sie hütete sich davor, es ihm zu gestehen. Sie legte den Arm um seinen Hals und fragte zärtlich:

„Ist es so schwer, Ali?“

„Sehr schwer.“

„Aber es ist doch eine Rettungsmöglichkeit?“

„Zweifelloos.“ Er schloß die Augen. „Aber ich weiß noch nicht, ob ich um diesen Preis gerettet werden will.“

## 21. Kapitel.

Hollbruch begann schon vormittags seinen Rundgang bei den Banken, um möglichst bald zu erfahren, zu welchen Kursen seine Jackson-Schäuffelin-Aktien verkauft worden waren. Er kam viel zu früh und saß wartend da, von Unruhe erfüllt.

Als er die Ungewißheit nicht länger ertragen konnte, ließ er von der Bank aus Herrn Degenmann anrufen, der auf der Börse war. Es dauerte eine Ewigkeit, so schien es Hollbruch, bis sich der Bankvorsteher meldete und ihm voll Stolz mitteilte, daß er die Aktien zu 161 verkauft habe. Hollbruch atmete auf, stammelte seinen Dank und lief zu den andern Banken. Die Nachrichten, die er bekam, waren überaus günstig. Die Aktien waren zu Kursen verkauft worden, die zwischen 155 und 160 lagen.

Wie Hollbruch mit einer Gewandtheit, die er sich niemals zugetraut hätte, sogleich ausrechnete, betrug sein Gewinn an den Jackson-Schäuffelin-Aktien 231 000 Franken. Wie leicht war es, Geld zu verdienen, wenn man reich war!

Falls noch Eva käme, wäre das Maß des Glücks voll. Sie hatte zwar bis jetzt noch nicht geantwortet, aber es war nicht daran zu zweifeln, daß sie seinem Ruf folgen würde. Hollbruch

war dessen so sicher, daß er eilig zu seinem Gasthof zurückwanderte. Es regnete und vom See her kam ein kalter Wind.

Hollbruch machte ein entmutigtes Gesicht, als er von der Wirtin erfuhr, daß für ihn kein Telegramm eingetroffen sei. Auch angerufen habe niemand.

Er ging verdrossen nach der Wirtsstube, aß ohne Hunger und überlegte, was er tun sollte. Vielleicht war Eva krank, aber dann hätte sie geantwortet. Vielleicht war sie nicht in Magdeburg. Vielleicht hatte er in der fiebrigen Eile seines Entschlusses eine unrichtige Adresse aufgeschrieben. Er mußte jedenfalls noch einmal dringend telegraphieren.

Als er aus dem Haus trat, bog eine Autodroschke in die kleine Gasse ein. Hollbruch wartete einen Augenblick, bis der Wagen, dessen Fenster vom Regen beschlagen waren, näherkam. Die Droschke hielt vor dem Gasthof „Zum Bären“. Jetzt erblickte Hollbruch mit einem freudigen Erschrecken, das sein Herz fast lähmte, Eva Brate, die den Wagenschlag öffnete. Er rief mit erstickter Stimme ihren Namen und stürzte ihr entgegen.

„Guten Tag, Peter“, sagte sie sehr beherrscht und lächelte ihm zu.

„Wie ist es möglich, daß du schon hier bist?“

„Ich bin natürlich geflogen. Das Flugzeug steht in Dübendorf.“

„Du bist großartig, Eva“, stammelte er, rot vor Glück.

„Da ist doch nichts dabei, Menschenkind. Wenn du rußt, bin ich eben da.“ Er bezahlte den Kutscher, dem er ein lächerlich großes Trinkgeld gab, nahm die Koffer und führte Eva ins Haus. Die Wirtin grüßte sehr neugierig.

Als sie im Zimmer waren, stellte Hollbruch die Koffer auf den Boden und umarmte Eva. „Ich freue mich schrecklich, daß du gekommen bist.“ Er küßte gierig ihren Mund, bis sie atemlos den Kopf zur Seite bog. Dann machte sie sich frei und betrachtete das Zimmer, als suchte sie etwas. „Wo ist denn Dielen?“

Eine Wolke ging über sein Gesicht.

„Ich weiß es nicht.“

Sie blickte ihn ungläubig an.

Fortsetzung folgt.

## Weltwochenschau

### Anhand des Finanzprogramms.

Das Problem der eidgenössischen Finanzreform entzweit die Geister nach wie vor, und nur die Entschlossenheit, einig zu sein und diese vorfällige Einigkeit mehr zu betonen als das parteihafte Trennende, verhindert ein Zusammenprallen der Gegner in jenem Stil, den wir aus ungetrübten europäischen Friedenszeiten genugsam kennen. Die Gegensätze klaffen bis hinauf in die maßgebenden Kreise; ganz abgesehen von den betont „Linken“ und „Rechten“, „verweisen“ auch die führenden Leute in der Mitte, ob dringliche Mehrausgaben, wie die wehrpolitisch bedingten 400 Millionen für die Arbeitsbeschaffung, zu vereinbaren seien mit dem Ziel, endlich das geforderte Gleichgewicht im eidgenössischen Budget zu schaffen. Woher die hangen Zweifel am meisten genährt werden, verriet die sogenannte „liberale“ Gruppe der Bundesversammlung, die beim Bundesrat durch eine geharnischte „Mitteilung“ Stimmung zu machen versuchte, und zwar gerade gegen das Wagnis mit den 400 Millionen:

„Die Vorlage führt das Land in beispiellose Finanzabenteuer“, heißt es da. „Gegen diese marxistische Lösung“ müsse die liberale Gruppe klar Stellung beziehen. Sie gefährde die von Finanzdepartement, Ständerat und nationalrätlicher Kommission mühsam gefundene Form der Verfassungsrevision, die bekanntlich „endgültig“ festlegen will, wie der Bund zu haushalten habe, und verhindern soll, daß in Zukunft wieder Defizite diesen Haushalt aus dem Gleichgewicht bringen. Die Liberalen „bedauern“ . . .

Die Liberalen, die einen kleinen, aber finanzkräftigen Kreis der Westschweiz und Basels vertreten, scheinen anzunehmen, der Generalstab müsse andere Wege finden, um die Befestigungs- und Straßenarbeiten durchzuführen. Und Bundesrat Obrecht, der wohl zum erstenmal in Verdacht gebracht wird, „marxistische“ Finanzpläne zu verfolgen, wird in sich gehen und am Ende die schwer rüstenden Nachbarstaaten bitten müssen, uns doch nicht zu solchen geldlichen Abenteuern zu zwingen . . .!

Wir zählen heute noch 60,000 Arbeitslose. Genau 56,108. Die neue, auf drei Jahre verteilte Aufwendung, für die übrigens, wie bekannt, ernstgemeinte Tilgungspläne vorliegen, wird den Großteil dieser Leute in Arbeit bringen. 60,000 Mehr- oder sogar Vollkonsumenten werden für die gesamte Landeswirtschaft und damit auch für den eidgenössischen Haushalt eine Garantie bieten, deren Bedeutung gar nicht abzuschätzen ist. Die Liberalen, die nur die Zahlen sehen, überlegen nicht die Abhängigkeit dieser Zahlen vom flotten Lauf der Gesamtwirtschaft. Man wird müde, dies ewig zu repetieren. Und ebenfalls „bedauernd“ muß man feststellen, daß ohne das dringliche mehrpolitische Bedürfnis ein „marxistischer Plan“ des Herrn Obrecht kaum entstanden, daß also diese gewaltige wirtschaftantreibende Maßnahme unterblieben wäre. Und die Leidtragenden wären letztlich absolut nicht nur die 56,108 Arbeitslosen, sondern auch die „Liberalen“, ob sie das nun ausrechnen können oder nicht.

### Die Situation Frankreichs.

Als das letzte Volksfrontkabinett dem radikalsozialistischen Platz machte, kehrte, wie man sagt, das Vertrauen zurück, und die vielen Milliarden Fluchtkapital strömten Richtung Paris in die angeblich ruinierte Wirtschaft Frankreichs, durch die letzte Abwertung mit einem letzten 9%igen Gewinn belohnt. Die Innenpolitik schien eine Krise zweifelhafter Experimente überwinden zu haben; man durfte wieder auf normale Gewinne hoffen, und allerlei unliebsame Dinge würden nicht mehr passieren. Zudem bot die Zusammensetzung der neuen Regierung Straffreiheit für Börsenmanöver, die man auf dem Rücken des Francs ausgeführt, steht doch Mr. Bonnet, der Finanzier, ziemlich intim mit der Bankfirma Lazard Frères, die mit

*Elegante*

*Bade-Costumes*

REINE WOLLE

4.90                  6.50                  9.50

5% Rabattmarken



**B. Fehlbauer + Cie**  
Kramgasse 33